

Christiane TWIEHAUS, *Synagogen im Großherzogtum Baden (1806–1918), Eine Untersuchung zu ihrer Rezeption in den öffentlichen Medien*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2012. 251 S., 1 CD. ISBN 978-3-8253-5917-4. € 45,-

Das 19. Jahrhundert war in Deutschland das Jahrhundert des Synagogenbaus. Mit der schrittweisen Erlangung der bürgerlichen Rechte und Freiheiten lag in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielen jüdischen Landgemeinden daran, sich durch neue Synagogengebäude in der Öffentlichkeit angemessener, als dies bisher möglich war, zu präsentieren. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden neue Synagogen in vielen Städten, in denen jüdische Familien aus Landgemeinden zugezogen waren. Der Verfasser dieser Buchbesprechung hat zur Geschichte der Synagogen in Baden-Württemberg mehrere Publikationen vorgelegt. So hat er mit besonderem Interesse diese Neuerscheinung, eine Dissertation an der Universität Heidelberg, zur Hand genommen.

Während in den bisherigen Publikationen zur Geschichte der Synagogen in Baden vor allem die in den einschlägigen Archiven auffindbaren Dokumente sowie Artikel aus jüdischen Periodika aufgearbeitet und ausgewertet wurden, wendet sich Christiane Twiehaus einem ganz anderen Quellenmaterial zu. Sie untersucht die öffentlichen Medien, insbesondere die (nichtjüdischen) Tageszeitungen und Zeitschriften, in denen der Bau der Synagogen beziehungsweise die Einrichtungen der jüdischen Beträume oft ausführlich beschrieben wurden. Aus diesen Artikeln lässt sich oftmals ablesen, wie die Öffentlichkeit den Bau einer Synagoge vor Ort wahrgenommen hat. Zu der in den bisherigen Publikationen im Vordergrund stehenden architekturgeschichtlichen beziehungsweise kunsthistorischen Perspektive tritt nun die zeitgenössische Perspektive der nichtjüdischen Öffentlichkeit, wie sie zumindest den Presseartikeln entnommen werden kann.

Für die Untersuchung zu über 30 badischen Gemeinden und Städten recherchierte die Verfasserin eine große Zahl von Beiträgen aus verschiedenen Periodika, in denen der Bau und die Einweihung der Synagogen beschrieben wurden. Die Auswertung der Berichte zeigt, dass die Einweihungsfeiern aus Sicht der Öffentlichkeit aus teils unterschiedlichen Perspektiven wahrgenommen wurden. Drei Hauptgruppen von „Perspektiven der Synagogenrezeption“ ergeben die Gliederung des Hauptteiles der Arbeit von Christiane Twiehaus.

Eine erste Perspektive war die Beschreibung der Synagogeneinweihung als eines Festtages für die gesamte Bevölkerung. Der Akzent der Berichte lag dabei häufig auf der Beschreibung einer Harmonie der örtlichen Gemeinschaft und der Konfessionen. Dabei wurde vielfach ein Idealbild der gesellschaftlichen Integration der jüdischen Bevölkerung gezeichnet. Derlei Berichte konnte die Verfasserin im Zeitraum zwischen 1857 und 1913 zu den Synagogeneinweihungen von Rust, Leutershausen, Eppingen, Gemmingen, Steinsfurt, Weinheim und Eberbach entdecken (S. 29–48).

Eine zweite Perspektive bezog die Realität von weiterhin bestehenden konfessionellen Spannungen und Judenfeindlichkeit mit ein. Zwar wurde anlässlich der Einweihungsfeste gleichfalls von einer Konfessionsharmonie berichtet, doch ist immer wieder – manchmal nur zwischen den Zeilen – herauszulesen, dass das Miteinander der Konfessionen ansonsten von mancherlei Misstönen oder in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einer immer stärker werdenden „antisemitischen Agitation“ geprägt war. Die Verfasserin findet derlei Berichte aus dem Zeitraum zwischen 1840 und 1899 zu den Einweihungen der Synagogen in Reilingen, Rohrbach bei Heidelberg, Kippenheim, Buchen, Altdorf, Sandhausen, Freiburg, Ettenheim, Konstanz, Pforzheim und Haslach (S. 49–120).

Während die Beschreibung der Architektur der Synagogenneubauten bei den bisher beschriebenen Perspektiven keine Rolle spielt, zeigt die dritte Perspektive der Rezeption des Synagogenbaus ein deutliches Interesse am Bau selber, indem die Synagoge als urbanes Projekt beschrieben wird. Die Verfasserin findet diese Berichte vor allem zum Bau der Stadtsynagogen in Karlsruhe, Mannheim, Baden-Baden, Emmendingen, Heidelberg, Bruchsal, Ettlingen und Rastatt (S. 121–230). Die Bedeutung für die Stadt wird dabei besonders herausgestellt, wie beim Bau der Synagoge in Baden-Baden, wo die Synagoge zugleich zum Angebot für die jüdischen Kurgäste in der Stadt und zur Gästattraktion wurde.

Durch die beschriebene Heranziehung und eine gründliche Analyse von bisher nur wenig berücksichtigten Quellenkorpora ist die Arbeit von Christiane Twiehaus ein wichtiger neuer Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis des Synagogenbaus im badischen Bereich. Darauf aufbauend wäre nun von Interesse, ob sich in anderen Regionen Deutschlands (z. B. in Württemberg oder in Hessen) dieselben Perspektiven feststellen lassen oder ob es teilweise andere regionale Ausprägungen gibt. Ergänzt werden die Texte des Buches durch einzelne Abbildungen von Synagogengebäuden; beigelegt ist eine CD, in der alle Presseartikel aufgenommen sind.

Joachim Hahn

Sven WAHL, Uwe SCHELLINGER (Hg.), Vom jüdischen Kinderheim zur Luisenklolik, Die Geschichte des Friedrich-Luisen-Hospizes in Bad Dürkheim 1912–2012, Bad Dürkheim: Selbstverlag der Luisenklolik 2012. 206 S. ISBN 978-3-00-038341-0. € 14,95

Manchmal bringen Festschriften die Forschung voran und sind nicht nur gut bebilderte Hochglanzpublikationen mit Alibi-Funktion für den Auftraggeber. Die Geschichte eines der ersten jüdischen Kindererholungsheime wäre wohl nie geschrieben worden, wenn es nicht eine Privatklinik gäbe, die ihre baulichen Wurzeln, die hundert Jahre zurückreichen, nicht verbirgt, sondern sich durchaus in der Verantwortung sieht, einer Institution, welche die Nationalsozialisten liquidiert haben, einen Gedenkstein im Sinne des hebräischen *Yad va-shem* („Denkmal und Name“, vgl. Jesaja, 56,6) zu setzen.

Wo sich heute in Dürkheim die Luisenklolik, ein Zentrum für Verhaltensmedizin, befindet, war über viele Jahrzehnte ein jüdisches Kindererholungsheim, das Friedrich-Luisen-Hospiz – eine der bedeutendsten Wohlfahrtseinrichtungen für jüdische Kinder in Deutschland. Es wurde 1912 eröffnet, nachdem der Oberrat der Israeliten in Baden bereits sechs Jahre zuvor den Beschluss gefasst hatte, dem großherzoglichen Paar anlässlich seiner Goldenen Hochzeit durch den Bau eines Kinderheims Dankbarkeit, Respekt und Huldigung zu erweisen.

Ähnliche Einrichtungen gab es bereits in Bad Kissingen und Bad Nauheim. Nun sollten auch bedürftige jüdische Kinder in Baden in den Genuss eines Sanatoriumaufenthaltes kommen. Wegen seiner religiös eher orthodoxen Ausrichtung erfreute sich das Heim bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges über Baden hinaus, und zwar besonders in traditionell gesinnten jüdischen Kreisen, großer Beliebtheit. Zuständig für Kultusangelegenheiten war das Rabbinat in Gailingen, wo es eine große jüdische Landgemeinde gab.

Während die Zeit bis 1933 durch Quellen gut belegt ist, stellt sich die Forschungssituation für die Zeit des „Dritten Reiches“ aufgrund fehlender Dokumente sehr viel schlechter dar, zumindest was den Alltag dieser Institution in einer Zeit der Unterdrückung und Verfolgung anbelangt. Immerhin kam durch Nachforschungen ein Fotoalbum aus dem Jahre 1937 ans Tageslicht, das eindrucksvolle Bilder des alltäglichen Lebens im Sanatorium zeigt, bei